

Vom großen Völkerrkriege.

Von Wilhelm Naumann.
Dresden, 20. Sept. 1914.

In den ersten furchtbar erregten, aber auch wundervoll erhebenden Tagen des Krieges — in jenen Tagen, als die Kriegserklärungen wie ein Gewitter auf uns herabprasselten, und hat es eigentlich wenig Bestimmten in die Schicksale gegeben. Nur wenige, die sich sagten: Rußland, England, Frankreich und Belgien gegen uns, und Italien, unser Bundesgenosse, steht abseits, geht vielleicht gar auch noch mit der Feinde — das ist zu viel, dagegen können Deutschland und sein Bundesgenosse nicht aufkommen. Aber man sah das deutsche Volk aufstehen in seiner ganzen Größe, man sah diese wundervolle Festigkeit, man hatte das unbedeutende Aufregende Gefühl, ein solch herrliches Volk kann nicht niedergeboren werden. Wirklich, es gab damals wenig Bestimmten. Und dann kamen die glorreichen Tage, an denen uns zum Frühstück, zum Mittag und zum Abend täglich die deutschen Siege dargebracht wurden. Alles jubelte und fleißig verteilte man schon das Fell des Bösen, der nur verwundet, aber noch nicht erlegt war.

Seit etwa dem 8. September ist das anders geworden. Man sieht viele langen Gesichter, man erlebt es, daß der Optimismus wirklich so anstehend ist wie Jubelton und Siegesgeschrei. Washalb? Das deutsche Volk ist durch die ungeheuren Siege so veredelt worden, daß es die notwendig einsetzende Pause nicht ertragen kann. „Haben Sie schon gelesen, der Klud mußte zurück?“ Das haben mir Freunde und Bekannte und Leute, die ich gar nicht kenne, hundertmal leise gesagt und die bedeutendsten Gesichter dazu gemacht. Zunächst, der rechte Flügel der deutschen Hauptarmee mußte eingezogen werden, um eine Abwehrstellung zu verhüten, und auch wohl weil die seit 20 Tagen beständig kämpfenden und mit einer täglichen Marschleistung von über 40 Kilometern vollständig ausgepumpten Soldaten einem feindlichen Feinde kaum mehr die Seiten bieten konnten. Allerdings ist das ganze deutsche Heer durch etwa 30 Kilometer in eine glänzende Verteidigungsstellung zurückgegangen. Dort sind die Deutschen ausgerollt, erwarten den Anmarsch des Kronprinzen und sehen meistens ruhig zu, wie die beständig französischen Angriffe in sich selbst zusammenbrechen. Der deutsche Löwe sammelt seine Kräfte zu einem Hauptschlag und gestern hat er wieder die Tage erhoben und zwei und ein halbes Corps Franzosen und Engländer zur Strecke gebracht. Und das war auf dem am meisten bedrohten deutschen rechten Flügel, wo der General v. Klud mit seinen Niederstachsen (7., 9. und 10. Armeekorps) steht, also mit den Mitteln-Stürmern und den Siegern von St. Quentin. Seit vierzehn Tagen stehen sich nordöstlich von Paris fast zwei Millionen Kämpfende gegenüber. Furchtbar ist die Spannung und geradezu entsetzlich sind die Verluste auch bei den sehr geschützten Deutschen. Wie mögen sie erst bei den Franzosen sein, welche gegen diese besetzten Stellungen benutzlos erfolglos anlaufen! Auch die Engländer haben furchterliche Verluste. Nun in den nächsten Tagen wird die Entscheidung fallen. Sie wird einen neuen gewaltigen Sieg bringen, vielleicht die Entscheidung des ganzen Krieges.

Jetzt sind drüben die Klagemännlein aus Belgien eingetroffen, haben bei Herrn Wilson ihr Sprüchlein hergelaßt und werden nun wohl durch alle amerikanischen Großstädte pilgern, um die Geschichte von den „deutschen Bestien“ vor einem rührenden Publikum von edlen Damen und feinen Herren vorzutragen. Und die Waiseballe — Strategen, welche in den anglo-amerikanischen Zeitungen mit wenig Witz und viel Behagen ihr Wesen treiben, werden in furchtlichen Tönen die Schauerwärter von dem „bestialischen Dichtman“ weiter tragen in jeden Winkel des Landes. Löwen (Louvain) wird das Tagesgespräch sein, denn für Schauerforschungen, auch wenn sie noch so verlogen sind, ist das amerikanische Publikum noch immer das empfänglichste gewesen.

Was ist denn nun in Löwen am 25. August passiert? Tage vorher sind massenhaft deutsche Truppen durchgezogen, sind von der Bevölkerung der Stadt (50,000 Einwohner) angemessen aufgenommen worden, haben sich durchaus angemessen betragen, und für alles, was sie empfangen haben, gar bezahlt. Am 25. Abends war nur noch das Landwehrbataillon Neuf in Löwen, um den Durchmarsch einer Proviant- und Munitionskolonne zu bewachen. Die Soldaten, fast sämtlich Familienväter, lagen auf dem Marktplatz, die meisten schlafen. Da wird plötzlich punkt 9 Uhr aus allen den Platz umgebenden Häusern auf die Lagernden geschossen, aus allen Fenstern und Kellerlöchern mit Maschinengewehren und Handfeuerwaffen. Fünf Minuten später wälzen sich über 100 Landwehrmänner in ihrem Blute. Die Kameraden füllen die sorgsam verarmelten Häuser, aus denen geschossen war. In der ersten Befürchtung können sie nicht viel ausrichten. Da

langt zufällig eine Abteilung Infanterie und Artillerie auf dem Bahnhof an, hört das Schießen und eilt den Angegriffenen zur Hilfe. Diese Truppen werden aus allen Straßen beschossen, welche sie passieren müssen. Artillerie feuert dann auf die Häuser am Marktplatz. Bald brennt es an vielen Stellen. Man dringt in die Häuser der Schützen ein, kämpft fast die ganze Nacht und etwa 160—180 Löwen Frantireurs, darunter auch einige Weiber, werden erschossen, erstickt, einige später handrechtlich getötet. Die Soldaten suchen den Brand zu bekämpfen. Das wundervolle Rathaus wird vollständig zerstört, weil die deutschen Soldaten mit eigener Lebensgefahr löschen. Die Kathedrale, deren Dachstuhl verbrannt ist, wird ebenfalls zerstört. Jedes der tödlichen Bilder im Innern bleibt unversehrt. Von wichtigen Gebäuden geht nur die Bibliothek in Flammen auf. Ein Fünftel von Löwen wird zerstört, namentlich das Bahnhofsviertel. Die deutschen „Barbaren“ sprengen eine Anzahl Häuser, um Dom und Rathaus vor den Flammen zu bewahren. — Es ist erlösend, daß die Schießerei begann, weil die Landwehrleute eine Anzahl verlorener Deutscher, die aus einer verlorenen Schlacht nach Löwen eintraten, zur Heimat hielten. Die Deutschen waren nie immer Sieger in der betr. Schlacht, die fern von Löwen bei Zillemont geschlagen wurde. Es sind keine Verwundeten, weder Deutsche noch Belgier, an jenem Abend nach Löwen gekommen. Es handelte sich um einen schrecklichen sorgfältig vorbereiteten Leberfall. Es war eine Kriegsnotwendigkeit, der rucklosen Überbrände entgegen zu treten. Und aber haben die Deutschen mehr Tote dabei gehabt, als die Nordbrände.

Kriegsnotwendigkeit! Die Amerikaner sollten doch genau wissen, was das ist und was sie selbst darunter verstanden haben. Was war alles Kriegsnotwendigkeit vor 50 Jahren gerade in denselben Herbsttagen wie jetzt. Der General Sheridan führte damals Krieg im Shenandoah-Tal. Er hatte die dreifache Lebermacht, konnte aber nicht viel ausrichten. Da befahl ihm der als zweiter Napoleon bekannte Herr Grant, der kurz vorher durch seine Unfähigkeit den Tod von fast 60,000 Unionsrekruten (Sommerkampagne in Virginien 1864) veranlaßt hatte, das blühende Tal in eine Wüstenei zu verwandeln, und Sheridan tat wie ihm befohlen. Was da verbrannt, verpulvert, erinordet und später verhungert ist, war hundertmal schlimmer als Löwen. Genau zur selben Zeit begann Sherman berühmter Marsch. In einer Breite von 30—40 Meilen und in einer Länge von 1000 Meilen wurden Georgia, Süd- und Nord-Carolina ausgeplündert. Das waren Kriegsnotwendigkeiten. Und was taten die Sezessionsisten um dieselbe Zeit? Sie ließen im Monat August 1864 über 18,000 Unionsgefangene bei lebendigem Leibe in Andersonville Prison verfaulen. Auch das wurde mit Kriegsnotwendigkeit bemantelt. Die Handlungen, die (im amerikanischen Bürgerkrieg) als Kriegsnotwendigkeiten angesehen oder als solche bemantelt wurden, richteten sich gegen die Söhne des eigenen Volkes.

Am 19. Sept. war der letzte Tag für die Zeichnung der Reichsanleihen in Deutschland. Obwohl die Berichte noch nicht vollständig sind, wurde am Abend jenes Tages schon über 4,200,000,000 Mark quittiert, über das Doppelte der Summe, welche man erwartet hatte. Das ist ein glänzendes Beispiel nicht allein für Deutschlands Opferwilligkeit, sondern auch für die Kraft seiner finanziellen Leistung. Auch wenn, was Gott verhüten möge, der Krieg bis zum Frühling hinziehen sollte, wird Deutschland stets zahlungsfähig bleiben. Deutschland ist jetzt das einzige Land in Europa, welches ein Moratorium entbehren kann.

Bei den Verbänden „Verbündeten“ gerichtet keineswegs Einigkeit. Die Engländer schimpfen über den Mangel an Kriegsbereitschaft bei den Franzosen und bemängeln die Maßnahmen des franz. Obergenerals Joffre, die Franzosen belagen sich über die Selbstständigkeit des britischen Generals French, der sich nicht dem französischen Kriegsplan anpaßt. Die Russen schimpfen über die Engländer, welche ihre Flotte viel zu sehr schonen, und die Serben kränken, daß sie von Rußland nicht genügend unterstützt werden. Zwei große französische Generale sind wegen Unfähigkeit und Unbotmäßigkeit erschossen worden. Dagegen ist das Verhältnis Deutschlands zu Österreich ein ungeheures einheitliches und herrliches, wie am ersten Tage. Der deutsche Kaiser befindet sich bereits seit über einem Monate bei seinen Truppen. Er ist noch nicht als Führer in der Schlacht hervorgetreten. Er scheint sich genau so zu betätigen, wie es sein Großvater 1870 tat. Wilhelm II. will nicht sein eigener Generalstabschef sein. Doch wäre es verfehlt, daraus schließen zu wollen, daß er den wichtigsten Entscheidungen fern stehe. Sicherlich gerammelt hat bedeutungsvoller Schritt ohne seine Zustimmung. Aber er will nicht mit Ausschluß seiner bevorzugten

Generale führen. Der leitende Kopf Liebt Moltke, dessen sonst sehr schwierige Stellung neben dem Kaiser durch erleichtert wird, daß Wilhelm II. seinem Generalstabschef volles Vertrauen schenkt. Welch ein Glück für Deutschland, daß die höchste Kommandogewalt in diesem furchtbarsten aller Kriege gerade bei einem solchen Kaiser liegt. Bisher hat er diese Gewalt in der günstigsten Weise ausgeübt. Wo ein Wechsel in den höheren Befehlshaberstellen nötig wurde, da erfolgte er sofort und mit glücklicher Hand. Hindenburgs Ernennung war des Kaisers eigenes Werk.

Ich kann keinen Brief schreiben, ohne des herrlichen alten Hindenburg zu erwähnen. Dieser griße Held ist in Deutschland jetzt schon ebenso populär, wie die 82jährige „Erzelenz Gottlieb“, der Graf Häfeler, welcher dem deutschen Kronprinzen als Statthalter beigegeben ist. Nachdem Hindenburg die russischen Keentruppen aus Ostpreußen vertrieben hat, verfolgt er die flüchtigen Reste, fängt jeden Tag ein paar tausend Russen, besetzt immerfort die den Flüchtlingen in Hilfe gesandten Divisionen, organisiert die russische Grenzprovinz nach preussischer Art und bedeckt sich täglich mit neuem Ruhm. Seine Truppen folgen ihm durch dick und dünn. Er ist ein wundervoller Kerl, direkt zum Küssen.

Jeppelinsches hat sich noch immer nicht ereignet. Wenn im nördlichen Belgien, etwa in der Nähe Ostendes, haben für Jeppelintreuer gebaut werden, dann kann ein solches Luftschiff in vier Stunden nach Dover hin und zurück fliegen und in sechs Stunden zurück einen ähnlichen Besuch machen. Bomben braucht es gar nicht dabei zu werfen, nur den Engländern noch ein bißchen mehr Angst einjagen. Aber wenn nötig, so könnte es eine Ladung z. B. in Dover donnernd deponieren und zwei Stunden später in Ostende neue Ladung fassen. Auch das Abfluchen der englischen Kriegsschiffe durch Jeppeline liegt im Bereich der Möglichkeiten. Da liegen im Bau befindliche Dreadnaughts, denen die aus 1600 Meter Höhe herabfallende Stahlgänge sehr wenig bekommen sind. Da liegt massenhaft anderes Material, das sehr leicht Feuer fängt und unschwer aus der Höhe beschossen werden kann. Das Bomben-schmeißen haben die Luftschiffe in der Lüneburger Heide an allen Scheunengebäuden geübt, welche viel kleiner waren als moderne Dreadnaughts. Es heißt, daß man mit der Zahl der Treffer sehr zufrieden war. Dieser Krieg ist ja reich an Überraschungen gewesen, welche den Deutschen ungeheurer Vorteile brachten. Die größte Überraschung steht vielleicht noch aus. Beiläufig gesagt, sollen die neuesten Kiefern-Jeppeline auch zwei weniger Geräusch machen, als die früheren. Ich möchte gern mehr über alle diese Dinge sagen, will es aber aus mancherlei Gründen unterlassen. Ein heinescher Vers schwingt mir durch den Kopf. Vor 80 Jahren zur Zeit des ärgsten Tiefstandes der deutschen Reich herrlichte sang der Dichter — „Das Land

gehört Franzosen und Briten,
Dir Deutschland verbleibt das Reich
der Luft,
Das Luftreich unbestritten.“

Nun auch jenes Luftreich der Träume hat sich das Volt der Dichter und Denker erhalten und treu wird es auch ferner es bewahren. — Aber inzwischen hat es sich ein neues Luftreich erobert und dort herrscht es ebenso unbestritten. Der Vorsprung Deutschlands auf dem Gebiete der modernen Luftschiffahrt ist ungeheurer, keine andere Macht besitzt ähnliches. Auch an Zahl ist die Lebermacht gewaltig. Es fliegen jetzt wahrscheinlich mehr große Jeppeline, als Deutschland Großkampfschiffe besitzt, und deshalb kann man der bevorstehenden Seeschlacht ruhig entgegengehen. In diesen ersten sieben Kriegswochen hat Deutschland noch keinen einzigen Jeppelin verloren, obwohl die Luftkrieger weit mehr Fernfahrten gemacht haben, als in der Seeschiffahrt gedungen ist. Die Jeppelinen geben jetzt selbst zu, daß die deutschen Flugzeuge den übrigen weit überlegen sind. Das französische Flugzeug ist zwar schneller, aber viel zu leicht gebaut für praktische Kriegszwecke. Namentlich die deutsche Marke „Taube“ hat bei der Erfindung geradezu glänzendes geistlich. Und das haben sogar die Engländer anerkannt.

Haben Sie schon die neueste Ausgabe der Feindespresse gelesen? „Die deutschen Frauen tragen jetzt Halsketten, welche aus den ausgehöhlten Augen französischer, russischer und englischer Gefangenen gebildet sind!“ — Die Zahl der in Deutschland internierten Gefangenen betrug am 19. September bereits über 300,000, täglich kommen viele tausende dazu. — Noch etwas von „Votstam“. Es stehen im Felde 58 von Bülow als Offiziere, 52 von Arnims, 40 von der Dergens, 39 von Püttkamers, von Franzenbergs und von Rosenbergs je 26, von der Marwitz 21, von Dewitz und von der Ostern je 25, von Belows und von Bredows je 23, von Rathhans und von Trelosows je 20, von Bismarcks und von Massows je 18, von Seibitz 17, von Seydows 15

u. s. w. Aus diesen Familien, bürgerlich wie adligen, haben mehr als zwölf Angehörige die Waffen ergriffen. Der preussische Kriegesgeist, über den in Friedenszeiten so viel gepöbeln wird und welchem in diesen furchtbaren Tagen so viele Dantgebete dargebracht werden, ist immer noch der alte. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß er auch in Bayern, Schwaben, Sachsen, Baden u. s. w. lebt und wirkt. „Den preussischen Leutnant, macht uns niemand nach“, hat Bismarck einmal gesagt. Ja, wohl, es lebt noch echtes Heldentum in diesen jungen Männern, die auf den Schlachtfeldern stets ihren Mannschaften vorausstritten und von denen so ungeheuer viele gefallen sind. Dieser Geist mag in langen Friedensjahren leicht zur Satire herausfordern, aber er ist notwendig in einem Lande, wo jeder Mann Soldat sein muß. Er teilt sich zwischen Kräften und Franzosen und den zum Anspucken perfiden Engländern, im Süden den nur seinen eigenen Interessen nachgebenden Ex-Bundesbrüdern — das ist doch etwas anderes als Grenzschutz zu haben, wie den Mexitaner und den Kanadier. Merkt es Euch, ihr Glücklichen im Lande der Carnegies. Da ist es leicht, die Friedensschalmei zu blasen und auf den Militarismus zu schimpfen. Aber es ist schwer, in einem solchen Glücklande echte Männlichkeit zu erziehen und Ideale zu pflegen.

Ich lese jetzt häufig die „Kreuzzeitung“, zunächst wegen der Todesanzeigen. Aber es graut mir jetzt vor diesen schwarzumrandeten Seiten mit den beigedruckten Zeichen des eisernen Kreuzes. Furchtbar sind die Verluste an Offizieren zumal, aber auch an Mannschaften. Und nur allzuwahr sind gefallen von der Wörberhand der wütenden Bevölkerung. — Man sieht erschrecklich viele Trauerkleider auf den Straßen, obwohl viele Frauen und Töchter von Gefassten sich das Wort gegeben haben, keine Trauer anzulegen. Es wurde vorgeschlagen, daß die Trauernden ein Abzeichen anlegen mit dem eisernen Kreuz und der Inschrift: „Stolz gab ich ein teures Haupt fürs Vaterland 1914.“ Aber ein derartiges Abzeichen widerstrebt dem deutschen Gefühl. Der Schmerz gehört ins stille Kämmerlein und nicht auf die Gasse. Auch der zu Anfang des Krieges eingeführte Brauch, goldene Trauringe gegen eiserne einzutauschen, die die Inschrift tragen: „Gold gab ich für Eisen“ hat ganz aufgehört. Man will allem entsagen, was auch nur den leisesten Beigeschmack von Klammern hat, und dann ist ja auch Deutschland reich genug, um diese Goldspitze entbehren zu können. Seit 100 Jahren sollen die Reben in der Champagne nicht besser getragen haben als in diesem Jahre. Jetzt wüdet gerade in jener Gegend die nun schon seit Wochen andauernde Kriesschlacht. Die Champagner Weinstöcke werden zerstört von Millionen Soldatenfüßen. Das ist nicht allein traurig für die Engländer, Russen und Amerikaner, welche den meisten französischen Sekt konsumieren, sondern noch viel trauriger für Frankreich, welches einer gewaltigen Einkommenquelle beraubt wird.

Er weiß sich zu helfen.

In einem schlesischen Gebirgsdorf, so erzählt ein Breslauer, saßen wir eines schönen Nachmittags im Garten am Kaffeetisch. Da schlich sich ein kleiner Knirps von etwa fünf Jahren bis dicht an uns heran und warf sehnsüchtige Blicke nach dem Kuchensteller. Meine Frau reichte ihm ein Stück, das er mit sichtlichem Wohlbehagen verpeiste. Der Knirps war aber doch zu kurz, und bald blickte er wieder verlangend nach dem Kuchen.

„Na, Kleiner, du möchtest gewiß gern noch ein Stück haben, nicht wahr?“ fragte meine Frau.
„Aber natürlich,“ fügte ich hinzu.
„Der Bub ist doch auf zwei Beinchen hergetommen, da muß er auch zwei Stücke Kuchen kriegen.“

Der diamante Professor.

Professor der Politik: „Meine Herren, sehen Sie sich diesen Menschen an, aber wenn ich bitten darf, ohne ihn zu examinieren. Abgesehen von dem akuten Leiden, das ihn heute zu uns führt: Was fehlt ihm? Beobachten Sie das Minenspiel um Mund und Augen — schematisch feststellen lassen sich die Kennzeichen eben nicht, man muß dazu etwas von dem ärztlichen Blick haben, den z. B. der alte Heim besaß. — Sie bringen's nicht heraus? — Keiner von Ihnen? — Nun, meine Herren, ich kenne ihn nicht weiter als Sie, aber dieser Mensch ist taubstumm.“
Der Mensch: „A nee, Herr Professor, det is mein Bruder, der steht noch draußen: soll id'n nu rinrufen?“
— Splitter. Mancher hört mit den Augen mehr als ein anderer mit den Ohren.

Im Kampf mit den Russen.

Ein Stimmungsbild vom galizischen Kriegsschauplatz.

Kriegspressequartier, 12. Septbr. Durch einen wunderbaren strobenden Herbstmorgen, an Feldern vorbei, geht die Straße zur Schlacht. Leise jurt der Motor. Ein frischer Windhauch streicht vorüber, Bauern sind auf den Feldern, spielende Kinder in den Dörfern. Es herrscht tiefer Friede, auch dort noch, wo fernes Grollen auf ein Wetter deutet. Viele weggeworfene Dinge liegen auf der breiten Straße, die die Russen gestern gezogen sind: Tornister, Gewehre, Bajonette, auch ein paar Feldtische sind hilflos stehen geblieben. In doppelter Reihe rücken Wagenkolonnen vor, hochbehaft, frischer Heu- und Brotgeruch strömt aus ihnen. Scharf angezogen sind in prachtvoller Ordnung bewegt sich der endlose Zug dieser niemals Ordnung gewohnten Bauernkolonnen. Unsere alten braven Landführer halten gute Disziplin. Das Gewitter kommt immer näher; es hat wohl eingeschlagen, schwarzer Rauch ist da und dort. Dampf raseln schwere Munitionskolonnen, vier- und sechsspännig, im scharfen Trab vor; mehr blechern klingt es aus den leeren Wagen, die zu neuer Fassung zurückkehren. Alle aber haben es eilig, denn sie sind es, die Nährer der Schlacht, die den Tod bringen in großen und kleinen appetitlichen Verschlägen; wohlgeordnet, nummeriert und blühblau ist ihr Inthalt, nicht mit Gold aufzuwiegen sein Wert. Nun sind auch die Feldarbeiter nicht mehr zur Seite des Weges. Wagenburgen ganzer Völker stehen schur gerade gerichtet in Feldern und Wiesen, durch Zwischenräume geschieden, mit Fahnen und Tafeln weit sichtbar bezeichnet. Kommande verteilen die Ladung, Fuhrleute füttern und tränken. Am Himmel blitzen schon helle Sterne in kleiner weißer Wolke. Feldruf und Lösung gibt neuerdings den Weg noch vorwärts frei. Kleine Abteilungen wahren scharf die Unruhbringlichkeit der Front. Fuhrwerke mit artfemigem Hausgerät, Juden und Bauern, kommen abgemüdet von weiter her. Andere begegnen ihnen in vertrauensvoller Rückkehr. Kleine und doch denkwürdige Schicksale.

Nun auch die ersten Berwundeten: auf Wagen und zu Fuß, blühfauber verbunden, oft rauchend und guter Dinge, andere still und blaß mit merkwürdig fragenden Augen; und diese Blide erst haben die große, immer wiederkehrende Täuschung gestiftet, daß es nur ungeheure Mänsber sind, und gezeigt, daß jetzt die große Schicksalsstunde für die Völker des alten Europa in weitestehenden langsamem Schlägen erdröhnt. Auch die Frohgemuten tragen unbewußt den unirdisch wohlhabenden Blick aus der Front zurück, der sie im Alltagsgespräch so zerstreut erscheinen läßt; sie haben den Atem der Ewigkeit gefühlt, einen eisigkühlen Hauch, vielleicht fürs Leben. Unsere guten Soldatenmütter im Felde! Übergänglich Dank sei ihnen für ihre rührende Zärtlichkeit und Sorge, diesen barmherzigen alten Sanitätsoldaten! Ihr Mütter und Frauen in der Heimat, vertraut euren Stellvertretern, sie sorgen für eure Lieben. Alles hilft zusammen, von den Ärzten bis zum letzten Mann, und ja fohren die Verwundeten schon nach wenigen Stunden im Kronenzug der heimatischen Pflege zu, das große Unglück des Krieges mildernd.

Noch durch ein Föhrenwäldchen; im Schatten dampfen sieben fahrbare Badöfen. Dann ist eine weite Ackerstade erreicht, die nun Schlachtfeld geworden. Ein fast ununterbrochenes Rollen legt sich in die Ohren, auch in den kurzen Pausen klingt es scheinbar fort. Ein im Ton festes Heulen fliegt durch die Luft. Dann ein naher Knall, widerlich hohes Pfeifen der Füllkugeln und ihr Trommeln auf der Erde; hier und da ein feines Müdensummen weitgegangener Geschwetzeln und tiefes Brummen schwerer Haubizen. Sonst kein Laut, kein Mensch auf einfamem leeren Feld, nur kleine, dünne Rauchschwaden, hier und da ein kurzer Flüg, emporgeschleuderte braune Erdbällchen. Es ist fast geisterhaft, ein Spul am hellen Mittag, das leere Gesicht der Schlacht.

Näher, immer näher tobt das disharmonische Konzert und läßt endlich mit Mühe seine Musikanten sehen, Artillerie in einer flachen Mulde, Infanterie dünnlich begraben, kleine Erdbäufchen mit eingestülpten Zweigen vor sich, noch rüdwärts durch lange Gräben verbunden, die Wege für Munition und Nahrung. Stroh liegt darin für die Nachtruhe, darauf noch leere Konservenbüchsen und Patronenverschläge und mancher Tropfen Blut des Rebenmannes, der nicht mehr da ist. Querdurch laufen die tiefen russischen Schützengräben von gestern, wo werden sie morgen sein?
Gefangene werden zurückgebracht, gut aussehend und gekleidet, mit ganz schwacher Bedienung. Sie sind gungmütig. Tausende und Tausende waren es schon, aber es will nicht weniger werden, immer neue Russen wachsen aus der Erde; Asiaten und Kaukasier sind dabei, die

monatelang zu wandern hatten. Ein Meer von Menschen brandet gegen unsere braven Leute.

Herr Kurt v. Reden,
Kriegsberichterstatter.

Säunige Diplome.

Generaloberst von Hindenburg Doktor aller vier Fakultäten.

Dem Generalobersten v. Hindenburg haben bekanntlich alle vier Fakultäten der Albertus-Universität zu Königsberg noch einstimmig Beschluß die Würde eines Ehrendoktors verliehen. Diese schöne Tat der Dankbarkeit wurde in den Diplomen nach alter Sitte folgendermaßen begründet:
„Die philosophische Fakultät ehrt den Befreier Ostpreußens, weil er die Beziehungen zu dem „alten Gott“ der preussischen Schlachten, die bei Kesselsdorf vom alten Dessauer begründet, bei Torgau durch Joachim Hans v. Zitzhen noch enger geknüpft wurden und sich seitdem über ein Jahrhundert hin wunderbar wirksam erwiesen haben, nunmehr bei Tannenberg und an den masurenischen Seen auf eine neue Basis gestellt und so herzlich gefaltet hat, daß man daraus für die Zukunft die glorreichsten Hoffnungen schöpfen darf.“

Die philosophische Fakultät feiert in ihrem Ehrendiplom die Umsicht und Listkraft, mit der Generaloberst v. Hindenburg vor einem Auditorium von elf feindlichen Armeekorps sein Kolleg über den „kategorischen Imperativ“ der deutschen Faust las und zugleich den Gegnern ein „Ding an sich“ drehte, das sich gewaschen hat — wodurch er sich also in doppeltem Sinne als ein würdiger Schüler des Königsberger Weltweisen Immanuel Kant erwies.

Die medizinische Fakultät betont die großen, für unser Vaterland wie für die ganze Menschheit bedeutungsvollen Verdienste, die sich Dr. v. Hindenburg mit der erfolgreichen Einführung des „Kupfermünzen“ erworben hat. In zwei schweren Fällen hat er durch tühne und energische operative Eingriffe die absolute Heilkraft des neuen Mittels unzweifelhaft belegt, so daß sich die gefährlich infizierte Provinz Ostpreußen bereits auf dem Wege der Genesung befindet.

Die juristische Fakultät endlich hebt die überaus glückliche Tätigkeit des jungen Doktors im Dienste eines beschleunigten Strafvollzuges nach den Vorschriften des deutschen Militärstrafgesetzbuches für Feinde hervor. Er hat auf diese Weise die Rechtspflege der Kanonen und Bajonette nachdrücklich gefördert, und durch das von ihm zuerst angewandte Verfahren ist es ihm gelungen, mit der Kortein- und Wino-Armee wahrhaft „kurzen Prozeß“ zu machen.

Schnurren und Medizinern.

Eine Anzahl kleiner witziger Schnurren über Medizinern wird in einer englischen Wochenschrift veröffentlicht. Im folgenden seien einige davon wiedergegeben:
Die junge Frau des betagten Millionärs reichte den Arzt, der vom Lager ihres Vaters kam, an der Tür. „Lieber Doktor,“ sagte sie unter festem Schluß, „können Sie mir mit der Hoffnung zu geben?“
„Ich glaube kaum,“ erwiderte der ruppige alte Arzt. „Sein Alter könnte zwar bedenklich machen, aber seine erstaunliche Lebenskraft wird ihm sicher durchhelfen.“

„Doktor,“ sagte der junge Mann, „ich komme, um Ihnen für Ihre wertvolle Medizin zu danken.“
„So hat Sie Ihnen geholfen? Das freut mich sehr,“ sagte der Doktor, schmunzelnd.
„Großartig,“ sagte jener.
„Wie viele Flaschen haben Sie gebraucht?“
„Ach, ich habe gar keine gebraucht; ich habe meinen Anteil veranlagt, eine zu genießen, und ich bin sein Unverwundeter.“

Der Geheimne Sanitätsrat Schlemmer ist bei einem opulenten Souper und schlürfte gerade mit Wehagen einen Kieffenspargel in seiner Lokalität von oben nach unten, als sich ihm diskret ein Diener nähert: „Herr Geheimrat werden am Telefon verlangt!“ Frau Direktor A. bittet um sofortigen Besuch, sie kann plötzlich nicht schlafen!
Geheimrat Schlemmer (entrüstet zu seiner Nachbarin): „Zum Teufel! Was braucht die Frau noch nachts um halb eins schlafen zu können?“

Begründung. „Ich verstehe wirklich nicht, warum Sie den armen alleinstehenden Frauen immer Taschentücher schenken?“
„Die Tränen der Witwen zu trocken, ist doch die vornehmste Christenpflicht.“
— Immer gemütlich. Baron (Kirchenpatron eines sächsischen Dorfes, an einem Sommerfongt allein in der Kirche, da alle Bauern im Heu sind, weil Regen droht, zu dem eben an den Altar tretenden Geistlichen): Herr Pastor, wenn Ihnen nicht gerade besonders viel daran liegt, sich sprechen zu hören, — meinetwegen allein brauchen Sie sich nicht zu bemühen! 5.